

Melanie, the Great

Sie ist in aller Munde: Melanie Klein, deren Todestag sich am 22. September zum 50. Mal jährt, ist posthum wohl zu einer der zentralsten Figuren der modernen Psychoanalyse aufgestiegen. Ihr Werk bildet die Basis zahlreicher zeitgenössischer Ansätze – nicht nur in der angelsächsischen Welt.

Dabei hatte Klein, die 1882 geborene Wienerin, ganz anderes befürchtet gehabt: „Was wird von mir bleiben?“, soll, so heißt es, eine ihrer wieder und wieder gestellten Fragen der letzten Jahre gewesen sein; Jahre, die sie – wie einen guten Teil ihres Lebens – in London verbrachte.

Dort war es ihr gelungen, einen prägenden Einfluss zu entwickeln: Wilfried R. Bion, eine der wahrscheinlich wirkmächtigsten Gestalten der Psychoanalyse in jüngerer Vergangenheit; Hanna Segal, die Grande Dame der britischen Analyse; Esther Bick, die Initiatorin der immer wichtiger werdenden Säuglingsbeobachtung; Otto Kernberg, aktuell der vielleicht renommierteste Vertreter der Psychoanalyse weltweit: sie alle wurden im direkten Umfeld von Melanie Klein groß. Oder erhielten von ihr, wie Kernberg, ganz entscheidende Denk-Anstöße.

Überhaupt trägt die so genannte „Tavistock-Tradition“, benannt nach der Londoner Tavistock-Klinik, die sich als eine der bedeutendsten britischen Analytiker-Ausbildungsstätten etabliert hat, eine Kleinianische Handschrift. Und weil die Tavistock-Klinik und das angeschlossene Tavistock-Institut

zugleich jene Orte sind, an denen auch Analytiker aus Österreich, Deutschland, den USA und sonst woher ihre Ausbildungen oder Zusatz-Ausbildungen realisieren, verbreitet sich das Kleinianische psychoanalytische Denken und deren Weiterentwicklung durch die so genannten „Post-Kleinianer“ zunehmend über alle Welt.

Dort, in London, hatte Melanie Klein aber auch ihre größten Kämpfe und Konflikte zu überstehen. Jahrelang herrschte etwa zwischen ihr und Anna Freud geradezu Krieg, waren doch beide Spezialistinnen für Kinder-Analyse, allerdings auf Basis ganz unterschiedlicher Konzepte und Strategien. Regelmäßig kam Klein aber auch mit ihr nahestehenden Kolleginnen und Kollegen in Clinch; etwa mit Paula Heimann, mit der sich Klein überwarf, nachdem Heimann der Gegenübertragung im analytischen Prozess eine wichtige Position einzuräumen begann – eine Idee, der Klein überhaupt nichts abgewinnen konnte.

All diese Auseinandersetzungen, so scheint es, hat Klein stets auch als Abwertungen erlebt, weshalb es nicht verwundert, wenn sie eine Art „Werk-Sorge“ quälte.

Und dennoch wirkt diese Sorge aus heutiger Sicht absurd, hat das Kleinsche OEvre doch auch 50 Jahre nach dem Tod seiner Autorin noch immer etwas Revolutionäres, Radikales und Unignorierbares an sich:

Von Anfang an versuchte Klein das Erleben des winzigen Säuglings, des Neugeborenen, zu erfassen und verständlich zu machen; ein – vor dem

Hintergrund der methodischen wie sprachlichen Möglichkeiten, die für ein solches Unternehmen zur Verfügung stehen – geradezu aberwitziges, wenn auch wagemutiges Unterfangen.

Nicht zuletzt um dieses bewältigen zu können, arbeitete Klein mit Kindern. Wie diese Bestrebungen wohl auch dazu beigetragen haben, dass sie sich in der praktischen analytischen Arbeit mit Erwachsenen vor allem auf die Übertragung konzentrierte; also auf die Auseinandersetzung mit dem, was die PatientInnen in den Stunden gleichsam an Ideen, mehr aber noch an realem Verhalten gegenüber der Analytikerin produzierten. Weil sich darin am deutlichsten die – oft problematischen, eben krankhaften – Beziehungstiefenmuster zeigten, die in den buchstäblich ersten Kindheitstagen und –monaten erworben worden waren.

In welche auch heute noch ungewohnten Denkwelten das führt, macht schon einer ihrer ersten wichtigen Aufsätze, die „Frühstadien des Ödipuskonfliktes“ von 1928, deutlich: In diesem skizziert Klein eine Beziehungs-Verfasstheit des Menschen, die von seinen frühesten Bedürfnissen und Befindlichkeiten geprägt ist.

Demnach wendet sich das kleine Kind – nachdem ihm die Brust als „System“ des Lustgewinns entzogen wird und durch die Anforderungen der Reinlichkeit auch die analen Aktivitäten als Genuss-Spender ausfallen – so früh dem Genital-Bereich als neuem Ort der Freude zu, dass es dabei z.B. noch keineswegs seinen oralen Weltbezug hinter sich gelassen hat. Im Gegenteil: Die aufkommenden sexuellen Vorstellungen mitsamt dem sexuellen Wisstrieb sind in hohem Maße oral (wie auch anal) gefärbt – wobei von „Vorstellungen“ im Sinne

des Denkens von Erwachsenen noch keine Rede sein kann: Eher handelt es sich um atmosphärische Bilder, die sich einstellen und assoziative Zusammenhänge produzieren. Und die zudem immer mit (Liebes-)Objekten verwoben sind, an denen diese vorsprachlichen Vorstellungen festgemacht werden.

Konkret zeigt sich diese orale, ja: oral-sadistische Färbung nun darin, dass die Liebes-Objekte mit Bildern des Aufnehmens und Verschlingens, des Beißens und Zerkauens belegt werden; ergo mit sexuellen Vorstellungen, die etwas Aggressives, oder besser: Zerstörerisch-Vernichtendes an sich haben. Die aufkeimende Genitalität ist gleichsam mit dem „Einverleiben“, dem „Introjezieren“ des Anderen gekoppelt, wobei in all dem speziell der Leib der Mutter als vermutetes Zentrum von Sexualität und Lebensentstehung eine fundamentale Rolle spielt:

Auf ihn konzentriert sich der sexuelle Wisstrieb auf besondere Weise; mit ihm werden besonders viele „Verschling-Phantasien“ verbunden. Was laut Klein damit zusammenhängt, dass das Kind in ihm nicht nur den Ort der für sich begehrten lustbringenden Sexualität sieht. Der Wunsch, den Leib der Mutter förmlich auszurauben und zu plündern, resultiert auch daraus, dass sich zum Bestreben nach dem Gewinn der Sexualität auch jener Hass auf die Mutter mischt, der daraus resultiert, dass es ja die Mutter war, die das Kind z.B. um den Lustgewinn des Gesäugt-Werden brachte, indem sie mit dem Stillen aufhörte.

Aufs erste hin hört sich das wahrscheinlich mehr als nur befremdlich an. Es gewinnt aber schnell an Plausibilität und Vertrautheit, wenn man daran denkt,

wie viel Verliebt-Sein mit solchen Verschling- und Internalisierungsgesten zu tun hat: Verliebte „fressen“ einander nicht nur im Sex körperlich, sondern auch symbolisch in ihren Liebesschwüren förmlich auf; sie ringen geradezu um das Innenleben des Anderen – und tun das alles vor allem deshalb, weil sie ein Impuls aus Tiefen dazu treibt, die immer an etwas weit Entferntes, ganz Frühes gemahnen, und so irgendwie doch den Charakter von Erinnerungen haben. Gerade im – jugendlichen – Verliebt-Sein spiegelt sich die primäre Beziehungs-Erfahrung des Kindes wider, die natürlich viele Gesichter haben und damit zur Quelle von Störungen werden kann, aber prinzipiell doch diesen verzehrenden Grundzug aufweist, der mit jeder Beziehungs-Erfahrung überformt wird.

Wobei die erste zentrale Überformung für Melanie Klein noch in der frühen Kindheit selbst, am Ende des ödipalen Stadiums, erfolgt.

Denn das Kind, das Vater und Mutter in seinen primitiven sexuellen Phantasien zerbeißt, zerstört und verschlingt, mithin in sich aufnimmt, phantasiert dieses Einverleiben ja nicht nur. Vielmehr wird es die Eltern auf einer Ebene der Inneren Bilder tatsächlich in sich aufnehmen, innere Repräsentanzen von ihnen erzeugen: Sie werden zu Inneren Objekten; und in dieser Phase vielleicht noch wichtiger: zu ersten rudimentären Formen eines Über-Ichs, das heißt zu verinnerlichten Anderen, die in einem als Autoritäten wirken und „sprechen“.

Nun ist das Über-Ich, das sich hier zu etablieren beginnt, jedoch alles andere als eine freundliche Instanz. Einfach deshalb nicht, weil man von einem

Objekt, das man beraubt, frisst und das man auch sonst noch allerlei Zerstörungsmomenten aussetzt, nicht erwarten kann, dass es einem freundlich gesonnen ist. Nach Ansicht von Klein fürchtet das Kind vielmehr die Rache seiner von ihm in der Phantasie nicht gerade zimperlich behandelten Liebes-Objekte, weshalb es deren Verinnerlichungen, oder genauer gesagt: das Über-Ich, das diese Verinnerlichungen hervorbringen, sogar als brutal und hart erlebt: Es wird dieses – wiederum durch die eigenen Phantasien – zu einem strafenden machen, das vom Kind Wiedergutmachung für sein Tun fordert. Das ist in der Kleinschen Konzeption der Hintergrund für die Verfolgungs- und Kastrationsängste des Kindes, die damit auch Ängste vor der Kastration durch die Mutter sind. Denn es ist ja letztere, die in der Phantasie des Kindes ja am heftigsten attackiert wird und deren Rache deshalb am meisten zu fürchten ist; die ergo in der Phantasie zum am intensivsten verfolgenden und kastrierenden Objekt wird. Was bei Knaben später, wenn sie erwachsen geworden sind, dazu führen kann, dass etwa immer wieder ein Hass auf Frauen herausbricht.

Dem allen kann das Kind am Ende nur dadurch entkommen, dass sich das Mädchen mit der Mutter und der Junge mit dem Vater identifiziert. Wobei etwa im Falle des Jungen diese Identifizierung mit dem Vater kein „gleich wie dieser sein wollen“ ist, sondern – was bei Klein oft überlesen wird – zu einem Einnehmen seiner geschlechtlichen Rolle wird; sprich: zum Einnehmen einer biologischen Position, die trotz all der Verfolgs- und Hass-Momente eingenommen wird, die in Sachen Sex im Spiel sind. Und zwar

deshalb, weil der Trieb sie einfach einfordert. Womit es aber auch zu jener ersten Überformung der Objekt-Beziehungen kommt, von denen oben die Rede war.

In diesem frühen Schlüsseltext ist damit schon alles vorweggenommen oder zumindest angedeutet, was das Denken Melanie Kleins auszeichnet:

- die Idee, dass es weniger die realen Beziehungen als vielmehr die Inneren Objekt-Phantasien sind, die das Verhältnis zum Mitmenschen gestalten;
- das Konzept der projektiven Identifikation, das besagt, dass das Kind seine eigenen Aggressionen und Ängste gerne als Aggressionen und Ängste der Anderen betrachtet, weil das Entlastung bringt; oder
- das Bild einer so genannten „paranoid-schizoiden Position“, die am Beginn des Lebens steht und eben durch Verfolgungsmomente u.a. gekennzeichnet ist, bevor eine „reue“ „depressive Position“ an deren Stelle tritt, in der Vorstellungen von Wiedergutmachung und Dankbarkeit die Beziehungen zu den Eltern dominieren.

Am überzeugendsten und schönsten verdichtet hat Klein das alles in ihrem Spätwerk „Neid und Dankbarkeit“ von 1957, wo es schließlich ganz explizit der Neid ist, der hinter all den zornigen Bezogenheiten auf die Mutter und die mütterliche Brust steht: Als angeborenes Moment kann er so stark sein, dass er die Ausbildung eines starken, positiven Inneren Objekts behindert. Und mithin das, was uns erst Lebensfreude, Liebe und Geborgen-Sein in der Welt und unter Menschen eröffnet.

Vielleicht ist es diese Fokussierung auf die gierige, verschlingende, neidige Seite des Menschen, die Klein und den Post-Kleinianern aktuell einen so breiten Zustrom beschert. Weil es genau dieser Mensch ist, der tagtäglich in Nachrichten-Sendungen, Talk-Shows und Einkaufszentren begegnet.

Und wohl auch dann, wenn wir ohne – humanistische – Selbst-Illusionierungen in den Spiegel schauen.

Christian Eigner ist Psychoanalytiker (in Ausbildung unter Supervision) im „Grazer Arbeitskreis für Psychoanalyse“ und betreibt zusammen mit Michaela Ritter das „Büro für PerspektivenManagement“ (www.perspektivenmanagement.com).